

Mike Markart

Magritte
Erzählungen



www.editionkeiper.at

© edition keiper, Graz 2012

literatur ★ nr. 22

1. Auflage September 2012

Lektorat, Layout und Satz: textzentrum graz

Covergestaltung: Tom Markart

Autorenfoto: Heide Mlekuz

Druck und Bindung: Druckerei Theiss GmbH

ISBN 978-3-9503184-9-4

bm:uk

• kultur steiermark

Stadl **GRAZ** Kultur

Inhaltsverzeichnis

Magritte	7
Offensichtlich kennen diese Menschen vom Fluss eine Stelle, wo das Wasser sich anheben lässt	7
Nach dem Vorbild der großen Ordnung: Die in Eichenholz eingeschlagene Familie. Frachtfertige Menschen. Jener ideale Zustand	9
Zuerst er, dann die Diagonale der Leine, dann die Frau	11
In diesem Halbdunkel streife ich ihr das Kleid von den Schultern, es rinnt zu Boden, und in dem See, in diesen weichen, roten Wellen, gehen wir von Bord	13
Ich verreise, hatte ich zu ihr gesagt, ich fahre in den Norden	15
Mich mittels Melone, Mantel und Krawatte den Menschen anzupassen war, das muss ich mir zugestehen, sehr klug, nicht daran zu denken, ihr Gesicht anzunehmen, war jedoch eine fatale Unachtsamkeit, denn selbstverständlich hätte ich daran zuerst denken müssen	18
Ich bin ein Mahnmal und ein immerwährender Kalender	21
Im Grunde genommen bin ich zufrieden, wenn die Dinge sind, wie sie sind	31
An trüben Tagen erschrecke ich manchmal, wenn das Raumschiff plötzlich aus den Wolken hervorsteht. Groß wie ein Haus	38
Io bevo per non annegare. (Ich trinke an gegen das Ertrinken.)	45

Das Duell	53
Das von der Piazza Navona in die Via di Tor Millina einfahrende Schiff	58
Ich will nichts von den Menschen wissen	69
Alles grau: Ihre Buntstifte. Ihre Augen. Ihr Mund	77
Hilfe, Monika!	83
Und ihre Tränen waren Flüsse und Seen	88
Ceci	100
Laute Schreie und gequälte Seufzer. Eine herrliche Zeit	104
Levomepromazin	112
Ein Fuß von mir ist mit dem Zug davongefahren, und jetzt hole ich ihn ein	115
Die Großmutter	120
Campora 1990	123
Penfolds Grange 1989	125
Château Pichon Longueville Comtesse de Lalande 1983	127
Wasserköpfe. Flaches Denken	128
Schadenzauber	141
Krammer	155
Erinnern, ein subjektiv hergestellter Platz ohne Umgebung	161
Kalcher	166
Todesursache: Körpersubtraktion durch im Kreis gehenden Denkvorgang	187
Duecentosessantasettemilanovecentosessantatre	192

Magritte.

Offensichtlich kennen diese Menschen vom Fluss eine Stelle, wo das Wasser sich anheben lässt.

(René Magritte, Die Flussbewohner, 1926)

Der laue Wind, der vom Fluss herüberweht, geht wieder durch mein Zimmer. Wie gewöhnlich bringt er es vollkommen in Unordnung. Schiebt den Tisch von der Mitte des Raumes an die Wand, kippt die Sessel und leert die blaue Vase. Dreht sie einfach um, wodurch sich das Wasser über den Boden ergießt und die Nelken sich verstreuen. Verstellt mir dadurch den Weg von der Tür zum Fenster. Hängt den Spiegel von der Wand und legt ihn unter mein Bett. Ich kann mein Notizbuch nicht mehr finden und trage jenen karierten Wintermantel, welchen angezogen zu haben ich mich nicht erinnern kann. Wenigstens verschont er meinen Koffer. Lässt ihn an seinem Platz neben dem Kasten.

An solchen Tagen kann ich bis zum Fluss hinübersehen, wenn ich mich ein wenig an die Gitterstäbe vor dem Fenster drücke. Zu den Menschen, deren Häuser unweit des Ufers stehen. Diesmal schieben sie Karren vor die Häuser, legen Kisten auf und fahren mit diesen ganz nah ans Wasser.

Irgendjemand ist ins Zimmer gekommen und beginnt mit mir zu sprechen, auf mich einzureden, ich habe jedoch den Wind in den Ohren und die Augen und die Gedanken ganz weit drüben am Fluss.

Offensichtlich kennen diese Menschen vom Fluss eine Stelle, wo das Wasser sich anheben lässt. Dementsprechend hebt es einer von ihnen ein wenig und rollt es zur Seite.

Dann steigen sie in die Tiefe, einer nach dem anderen. Die Kisten scheinen nicht besonders schwer zu sein, denn jeder klemmt sich eine unter den Arm. Bald sind alle ins Wasser hinuntergestiegen, der Letzte greift nach der zur Seite gerollten Wasseroberfläche und zieht sie über sich, streicht sie von unten glatt.

Spaziergänger kommen die Uferstraße entlang, sie schenken den ins Wasser Hinabsteigenden allerdings keinerlei Beachtung. Auch der Hund trabt unbeirrbar, hält den Kopf erhoben, da er einen Ast im Maul trägt, diesen zu balancieren hat. Jener, der ins Zimmer gekommen ist und auf mich einredet, steht nun so nahe hinter mir, dass jedes einzelne Wort seiner in meine Richtung geschickten Wortflut eingehüllt ist in warme, zähe Atemluft. Selbstverständlich ist mir klar, dass ich das Ufer und das Wasser nicht aus den Augen lassen darf, jedoch weiß ich mir nicht anders zu helfen, als mir den Mantel über den Kopf zu ziehen. Für ein paar Minuten, wie ich es empfinde. Als die Stimme hinter mir sich der Tür zubewegt, die Tür sich öffnet und demzufolge bald wieder ins Schloss fällt und die Stimme ganz verschwunden ist, kommt mein Kopf aus dem Mantel hervor. Die Häuser am Fluss jedoch sind bereits abgerissen, die Türen, die Fensterrahmen wahrscheinlich auf Karren geladen und fortgeschafft. Selbstverständlich auch der Kamin. Nur der Rauch ist geblieben.

**Nach dem Vorbild der großen Ordnung:
Die in Eichenholz eingeschlagene Familie.
Frachtfertige Menschen. Jener ideale Zustand.**

(René Magritte, Perspektive II: Der Balkon von Manet, 1950)

Ich bin ein Vogel. Mache mich leicht und flattere davon. Die aufgeregten Gesichter hüpfen zuerst an den Fenstern, in dem Käfig, in dem ich jahrelang gehalten wurde und aus dem ich endlich entkommen bin. Als sie durch die Tür ins Freie stürmen, bin ich bereits so weit entfernt, dass sie klein sind wie Sandkörner. Die schüttele ich endgültig aus meinem Gefeder.

Ich spüre bald wieder Gewicht in den Beinen, so entspannt bin ich. Um die nächste Häuserecke gehe ich bereits zu Fuß. Das Zelt im Geäst der Birke ist nun unerreichbar fern. Die an den Zweigen festgemachten Geräusche.

Auf einem der vielen Balkone sitzt eine Familie, eingeschlagen in Eichenholz. Ein schönes Bild. Die verbringen einen Sonntagnachmittag nach dem Vorbild der großen Ordnung, denke ich.

Frachtfertige Menschen.

Jener ideale Zustand.

Am Rand des von der Sonne aufgeheizten Gehsteigs verweilt regungslos eine Eidechse. Langsam schiebe ich meinen rechten Fuß nach vor. Sie trommelt daraufhin ihre kurzen Beine auf den Asphalt und entkommt so schnell, dass meine Augen ihr nicht zu folgen imstande sind.

Ich trage selbstverständlich meinen karierten Wintermantel. An einem Zeitschriftenkiosk bleibe ich stehen,

stelle meinen Koffer ab. Ich wechsele niemals den Ort ohne meinen Wintermantel, den Koffer.

An den aufgehängten Zeitungen wird von Unglücken berichtet. Der Jahreszeit entsprechend: Bergunfälle. Wasser- und Schlammabgänge. Auf die Hitze zurückzuführende Amokläufe.

In Bezug auf meine eigene Familie fehlt mir jede Erinnerung. Mittels Medikamenten wurde sie gelöscht. Unwiederbringlich, so die Auskunft der Ärzte.

Ich hätte mir niemals gedacht, lange Jahre durch die vergitterten Fenster nach draußen in den Park und auf die Straße hinunterblickend, dass die Welt so sehr meiner Vorstellung, meinem Idealbild entsprechen würde: Vor einem Café sind Tische aufgestellt. Die an ihnen sitzenden Menschen, eine Tasse Kaffee, viele auch ein Stück Kuchen vor sich, sind in Eichenholz eingeschlagen.

Frachtfertige Menschen.

Ebenso die Kellner, die Besitzerin des Lokals, an der Tür lehrend. Der Zeitungsverkäufer. In Eichenholz eingeschlagen.

Ein idealer Zustand.

Mir fehlt die Zeit, denke ich, zum Fußballspiel zu gehen.

Ins Stadion. Schade eigentlich.

Jene meiner Vorstellung entsprechende Welt: Jemand betritt mein Blickfeld und er ist in Eichenholz eingeschlagen, also tot und frachtfertig und in einem idealen Zustand.

Zuerst er, dann die Diagonale der Leine, dann die Frau.

(René Magritte, *Der Befreier*, 1947)

Ich bin niemals zuvor in dieser Stadt gewesen. Ich steige aus dem Zug, da sich eine unangenehme Person zu mir ins Abteil gesetzt hat. Sie hat ihre Tasche sowie zwei Plastiksäcke auf den Sitz neben mir gestellt, und schon in der ersten Kurve haben sich sowohl Tasche als auch die Säcke in meine Richtung geneigt. Ich hasse es, wenn so etwas passiert. Ich bin ein Stück weiter zum Fenster gerückt. Natürlich habe ich meinen Mantel angelassen, selbstverständlich, und mich dementsprechend und zwangsläufig beengt gefühlt. Ich habe nach draußen schauen wollen, um mich ein wenig zu entspannen dadurch. Um meine Gedanken abzubringen von jener Person und ihrer Tasche sowie den Plastiksäcken. Doch die Person hat begonnen, auf mich einzureden. Unaufhörlich. Uninteressante, nebensächliche Dinge hat sie mit abstoßender Stimme in meine Richtung gespuckt. Selten hat eine Stimme mich so sehr abgestoßen wie die Stimme jener Person. Darüber hinaus hat sich durch ihre Anwesenheit ein seltsamer Geruch im Abteil verbreitet. Ich habe diesen Attacken nichts entgegensetzen können, so bin ich aufgestanden, habe meinen Koffer genommen, mich den schmalen Gang entlangezwängt und mich zur Waggontür gestellt, um auf die nächste Station zu warten.

Dort steige ich nun aus.

Kommt man aus einem Bahnhofsgebäude, weiß man im selben Augenblick, in welche Richtung man zu gehen hat, um ins Ortszentrum zu kommen. Mein Koffer ist nicht be-

sonders schwer. Wenn ich aufbreche, habe ich manchmal sehr wenig Zeit, meine Sachen zu packen. Dann nehme ich nur jene Dinge, die ich im Nachttisch aufbewahre.

Ich komme an einem Weinlokal vorbei und überlege hineinzugehen und mich an einen der Tische zu setzen. Doch in diesem Moment sehe ich das Haus und weiß, dieses Haus habe ich mir vorgestellt. Monatelang bin ich am Fenster gestanden, habe hinuntergesehen auf den Park, den Zaun. Und jenseits des Zauns habe ich mir dieses Haus vorgestellt.

Ich stelle nun meinen Koffer ab, setze mich neben dem Bäckergeschäft auf einen Mauersims und wende meine Augen nicht mehr von der Eingangstür des Hauses ab. Es dauert Stunden, bis die Tür sich zum ersten Mal öffnet: Zuerst kommt der Hund, dann die gespannte Leine, die von seinem Hals in einer Diagonale zu einer Hand führt, welche aus einem hellbraunen Mantelärmel hervorgeht, dann ist die Frau schon vollkommen aus dem Haus getreten, zieht die Tür hinter sich ins Schloss und folgt dem Hund. Bald sind sie verschwunden. Ich bleibe auf dem Mauersims sitzen. Es dauert lange, bis der Hund am entgegengesetzten Ende der Straße ins Bild kommt. Zuerst er, dann die Diagonale der Leine, dann die Frau.

Bald wird es Abend. Der Bäcker versperrt sein Geschäft, viele der Fahrzeuge ziehen ab. In jenem Haus, das ich beobachte, brennt bereits Licht. Ich nehme meinen Koffer, überquere die Straße und stelle mich an jenes Fenster, das in den Essraum hineinschaut. Die Frau sitzt am Tisch, isst, zu ihren Füßen liegt der Hund. Ich weiß, ich sollte mich beeilen, denn mein Warten könnte jemandem auffallen, jetzt, wo die Straße sich geleert hat. Ich trete also an die Tür und klopfe.

In diesem Halbdunkel streife ich ihr das Kleid von den Schultern, es rinnt zu Boden, und in dem See, in diesen weichen, roten Wellen, gehen wir von Bord.

(René Magritte, Die Liebenden, 1928)

Ich habe nie wirklich unter Menschen gelebt. Ich wurde beaufsichtigt, versorgt. Verwahrt.

Und ich kann mich nicht erinnern, ob ich jemals ein Haus betreten habe. Ich über die Schwelle stieg, nachdem mir geöffnet worden war, und die Tür danach hinter mir ins Schloss schnappte. Hin und wieder wurde ich, daran denke ich manchmal, von einer Anstalt in eine andere transportiert. Verlegt. Oftmals nicht ohne Gegenwehr.

Dementsprechend und selbstverständlich.

Was soll ich nun anderes tun, als durch den Vorraum zu gehen, ins Esszimmer, und mich an den Tisch zu setzen? Das wird wohl von mir erwartet, denke ich. Ich strecke die Beine aus, an diese lehnt sich sofort der Hund. Die Folgerichtigkeit dieses Vorgangs beeindruckt mich. Offensichtlich gibt es natürliche Muster im alltäglichen Ablauf, und ich habe ein solches erraten. Demzufolge fahre ich in ähnlicher Weise fort: Ich ziehe meinen Mantel aus und hänge ihn über den Sessel. Den Koffer schiebe ich unter den Tisch. Dann gehe ich auf die Frau zu, lege meine Arme um sie und küsse sie auf den Mund.

Ich habe nicht gedacht, muss ich gestehen, dass das Leben außerhalb jenes Käfigs, in dem man mich gehalten hatte, wahrscheinlich mein ganzes bisheriges Leben lang, so einfach funktionieren würde.

Der Erfolg meiner bisherigen Aktionen könnte mich natürlich zu übereilten und demnach und zwangsläufig fatalen Handlungen ermuntern, deshalb pfeife ich mich selbst zurück. Das scheint mir im Moment angebracht. Und auch das erweist sich als die genau richtige Entscheidung. Da denke ich: Das wird meine Nacht.

Aus der Küche hole ich eine Orange und Zimt. Selbstverständlich.

Ich stelle meine Schuhe ins Badezimmer, um sie später zu säubern, denn ich habe tagelang keinen Gedanken daran verschwendet.

Als ich ans Regal trete und ein Buch herausziehe, einen Band über Käfer, steht die Frau hinter mir und ich rieche ihren Atem, ihr Haar. Kardamom, Kandis und ganz wenig Pfeffer. Eine Spur.

Ich schiebe das Buch zurück ins Regal.

Ich überlege, ob ich mir nicht endlich freien Lauf lassen soll, denn ich bin gierig wie ein Hund und die Leine zum Zerreißen gespannt. Jenes Bild noch, denke ich: Ein weißes Tuch über beide Köpfe gezogen. In diesem Halbdunkel streife ich ihr das Kleid von den Schultern, es rinnt zu Boden, und in dem See, in diesen weichen, roten Wellen, gehen wir von Bord.

Ich verreise, hatte ich zu ihr gesagt, ich fahre in den Norden.

(René Magritte, *Der bedrohte Mörder*, 1926)

Natürlich weiß ich von ihren Liebschaften.

Sie hat den Wagen vor dem Haus gelassen, denn ich sagte ihr vor Tagen, dass ich verreise. Ich muss zum Bahnhof, sagte ich zu ihr. Ich fahre hinauf in den Norden.

Seit mehr als einem Jahr fahre ich regelmäßig, ja wöchentlich, hinauf in den Norden, um jener Situation, welche ich vorbereite, die notwendige Normalität zu geben.

Mehr als ein Jahr lang fuhr ich wöchentlich mit dem Wagen zum Bahnhof, kaufte mir eine Fahrkarte und stieg in den Zug. Ich suchte mir einen Platz am Fenster und stellte meinen Koffer unter den Sitz. Meinen Mantel behielt ich selbstverständlich an, meinen Hut legte ins Gepäcksnetz. Sie hatte mich überredet, einen Hut zu kaufen. Ich kam dieser Bitte widerwillig nach. Inzwischen jedoch kann ich mir ein Leben ohne meinen Hut nicht mehr vorstellen. Lag der Hut also erst einmal im Gepäcksnetz, setzte sich der Zug in Bewegung. Ich bin versucht zu denken: zwangsläufig.

Je weiter man in den Norden des Landes kommt, desto größer werden die Abstände zwischen den Häusern, dementsprechend werden die Bahnhöfe kleiner. Wo ich nach zweistündiger Fahrt immer ausstieg, steht ein Bretterschlag. Dort können die Reisenden bei schlechtem Wetter entweder auf den Zug warten oder aber, nachdem sie gerade aus einem angekommenen Zug ausgestiegen sind, eben darauf warten, dass der Regen oder Schneefall aufhört.

Ich stellte meinen Koffer auf den Boden und wartete, bis der Zug abfuhr und nach einer endlos scheinenden Geraden manchmal im Nebel oder Regen, manchmal in der Trübnis meines Blickes verschwand. Dann erst nahm ich meinen Koffer in die Hand und ging die Schotterstraße entlang.

Nach ein paar Minuten erreichte ich das Dorf. Ich stieg die Stufen zum Gasthaus hinauf und nahm, nachdem ich durch meine wöchentlichen Besuche zum Stammgast geworden war, wenn niemand anzutreffen war, den Schlüssel zu meinem Zimmer aus der Schublade unter der Theke und ging in mein Zimmer hinauf. Dort stellte ich den Koffer in den Schrank.

Anfangs verbrachte ich den Tag oft wartend, auf dem Bett sitzend oder am Fenster stehend, legte mich früh ins Bett, schlief oft sogar tief, manchmal jedoch gar nicht. Nachdem mir diese Umgebung jedoch vertraut geworden war, nach einigen Wochen, ging ich hinunter in die Gaststube. Dort suchte ich mir einen Platz am Fenster und schaute auf die Straße hinaus, zum Fleischer hinüber.

Später spielte ich sogar Karten. Ein buckliger, dürrer Fremder sprach mich an und forderte mich zum Kartenspiel auf. Ich schaute zuerst Hilfe suchend zur Wirtin hinüber, worauf diese ein Nicken andeutete. Ich vertraue ihr. Dementsprechend bot ich dem Fremden den Stuhl mir gegenüber an. Er setzte sich und nahm mit hastigen, zugleich ungeschickten Bewegungen die Siebener, Achter und Neuner aus dem Kartenstoß. Einen Siebener schob er offen zu mir herüber, und diesen Siebener deckte er mit einem umgedrehten Achter zur Gänze ab. Auf diese Art Resultate im Kartenspiel zu notieren war mir schon damals geläufig, wengleich ich nicht wusste, woher. Ich hob vom Stoß ab und der Fremde teilte die Karten aus. Manchmal gesellten sich weitere Fremde zu uns und sahen unserem Spiel zu.

Mir blickten dabei gegebenenfalls welche über die Schulter, was mir unangenehm war. Der Bucklige spielte sehr geschickt Karten. Wengleich er durch gute Karten oftmals so sehr in Erregung geriet, dass diese auch mir nicht verborgen bleiben konnte.

Am nächsten Tag fuhr ich mit dem ersten Zug zurück und betrat am frühen Vormittag das Haus. Natürlich hatte sie keine Spuren hinterlassen. Sie stand am Fenster und beobachtete meine Ankunft. Am Tag meiner Rückkehr waren die Zimmer immer aufgeräumter als bei meiner Abreise. Die Tische glänzten, die Türschnallen, die Böden. Die Fenster waren weit geöffnet und in den Räumen roch es dementsprechend nach jener Strecke, die zwischen dem Fenster und den Bergen liegt. Verräterische Anhaltspunkte hatte sie also beseitigt und dadurch gleichzeitig meinen Verdacht bestätigt.

Sie hat also heute den Wagen vor dem Haus gelassen. Ich verreise, hatte ich zu ihr gesagt, ich fahre in den Norden.

Ich fahre natürlich nicht in den Norden. Ich nehme meinen Mantel, den Hut und den Koffer und steige in den Wagen und fahre in Richtung der Berge. In einem Waldstück stelle ich den Wagen ab, ziehe mir den Mantel über, setze den Hut auf, nehme den Koffer und gehe zu Fuß zurück zum Haus. Sie muss denken, dass ich längst im Zug sitze, als ich an unserem Haus ankomme. Ich ziehe den Schlüssel aus der Manteltasche und sperre die Tür auf. Sie trägt ein weißes, seidenes Tuch auf ihrer nackten Haut. Sie sagt kein Wort, dann läuft das Blut aus ihrem Mund ins Rot der Chaiselongue. Ich lege meinen Mantel und den Hut auf den Stuhl und lege eine Schallplatte auf, um jene Geräusche nicht zu hören, welche die Vielzahl ihrer Liebhaber verursacht.

Mich mittels Melone, Mantel und Krawatte den Menschen anzupassen war, das muss ich mir zugestehen, sehr klug, nicht daran zu denken, ihr Gesicht anzunehmen, war jedoch eine fatale Unachtsamkeit, denn selbstverständlich hätte ich daran zuerst denken müssen.

(René Magritte, Der Monat der Weinlese, 1959)

Ich nehme meinen Hut, den Mantel und den Koffer und will hinauf zum Wagen gehen, den ich in einem Waldstück in Richtung der Berge abgestellt hatte. Denn mir ist bewusst, dass ich mir nicht allzu viel Zeit lassen sollte, hier wegzukommen. Als ich das Haus verlasse, entscheide ich jedoch, zuerst in den Ort hineinzugehen. Denn einige Maßnahmen sind für eine erfolgreiche Flucht unerlässlich, stelle ich mir vor.

Im Ort angekommen gehe ich ins Kaufhaus. Dort erwerbe ich einen neuen Hut, eine dunkle Melone. Davon verspreche ich mir Schutz vor jenen Blicken, die mir auf dem Weg hierher bereits aufgefallen waren.

Und einen schwarzen Mantel, eine rote Krawatte. Ich nehme die Stücke, betrete eine Umkleidekabine und ziehe den Vorhang hinter mir zu. Ich betrachte mich im Spiegel. Ich entschlief mich, die neuen Stücke, also nicht nur die Melone, sondern auch den Mantel und die rote Krawatte anzubehalten, demnach lasse ich meinen alten Mantel und den Hut in der Kabine. Denn zusätzliches Gepäck könnte mir hinderlich sein, befürchte ich. Von meinem Koffer trenne ich mich selbstverständlich nicht. Ich zahle, will unauffällig tun, ertappe mich allerdings dabei, gerade da-

durch aufzufallen. Ich hätte mich in der Wohnung besser auf die bevorstehenden und selbstverständlich absehbaren Situationen vorbereiten sollen, werfe ich mir vor. Als ich durch die automatische Tür auf die Straße hinaustrete, tragen alle Menschen erwartungsgemäß eine dunkle Melone auf dem Kopf, einen schwarzen Mantel, eine rote Krawatte. Darüber hinaus haben sie denselben Gesichtsausdruck, als ich genauer hinsehe, erkenne ich, dass all jene auf der Straße Gehenden sogar dasselbe Gesicht haben, dadurch ist es vollkommen unmöglich, sie voneinander zu unterscheiden. Daran habe ich natürlich nicht gedacht, gerate dementsprechend und selbstverständlich in Bedrängnis. Wieder gelingt es mir nicht, meine Anspannung zu verbergen, so eile ich gesenkten Kopfes also in jene Richtung, die zum Bahnhof führt. Am Eingang des Weinlokals bleibe ich kurz stehen, überlege hineinzugehen, wie ich, ganz gleich wie eilig ich es habe, an jedem Weinlokal überlege hineinzugehen, die Karte zu studieren und mich mit einem Glas in eine Ecke zu verkriechen. Ich muss verrückt sein, jetzt solchen Gedanken nachzugehen. Ich muss zum Bahnhof, da ich mir sicher sein kann, dass mich jemand verfolgt. Mich mittels Melone, Mantel und Krawatte den Menschen anzupassen war, das muss ich mir zugestehen, sehr klug, nicht daran zu denken, ihr Gesicht anzunehmen war jedoch eine fatale Unachtsamkeit, denn selbstverständlich hätte ich daran zuerst denken müssen. Am Bahnhof angekommen laufe ich die Stufen hinunter zur Toilette. Dort stelle ich meinen Koffer ab und versuche, vor dem Spiegel durch Muskelanspannung den Gesichtsausdruck all jener auf der Straße Gehenden zustande zu bringen. Ich bin mit dem Resultat nicht zufrieden, denke, ich hätte mir die Gesichter besser anschauen sollen, anstatt den Kopf gesenkt zu halten und

blindlings hierher zu eilen, öffne dementsprechend die Tür einen Spalt. Draußen stehen erwartungsgemäß ein paar Menschen, ich bemühe mich, mir ihr Gesicht erneut einzuprägen. Zum Glück, denke ich, haben sie mir einen Schirm erspart. Selbstverständlich wäre es nicht schwierig gewesen, einen zu kaufen, denn jedes zweite Geschäft verkauft Regenschirme. Es ist mir jedoch unmöglich, einen Schirm bei mir zu tragen. Diese Tatsache hätte mich wie ein giftgrün bemaltes Männchen in der Menge stehen und herausleuchten lassen. Zum Glück also haben sie mir einen Schirm erspart. Trotzdem gehe ich davon aus, dass unter jenen, die vor der Tür stehen, jenen, die in der Bahnhofshalle warten, jenen, die im Begriff sind, in Züge zu steigen und jenen, die gerade am anderen Ende des Ortes ihr Haus aufschließen, um dann eine Einkaufstasche auf den Küchentisch zu stellen, bereits jetzt viele sind, die über mich Bescheid wissen, darüber hinaus wird sich über Radio und Fernsehen in den nächsten Minuten und Stunden und über die Zeitungen morgen früh mein Geheimnis in die Köpfe aller hinein verbreitet haben. Spätestens dann also, vermute ich, könnte es zu spät für mich sein.

Ich bin ein Mahnmal und ein immerwährender Kalender.

Vor mehr als zehn Jahren griff eine heimtückische, todbringende Krankheit nach meinen Organen. Schlich sich in meinen Körper, um ihn auszubrennen. Um eine Brandkatastrophe zu entfachen, die zwangsläufig mit dem Tod zu enden hat.

Der Arzt sagte zuerst gar nichts, denn wir sind befreundet, und die Diagnose, die er an mir erstellen musste, ging ihm nahe. Das sah ich ihm an.

Ich verließ die Praxis und lief. Das war eine Eigenheit von mir. Dachte ich an den Tod, an seine Endgültigkeit, an diese nie mehr endende Dunkelheit, knallte in meinen Ohren ein Startschuss und ich lief los wie ein in Panik geratener Hund. Schon die Stiegen der Arztpraxis hetzte ich hinunter. Den Bach entlang, durch den Ort, und ich hätte niemals aufgehört zu laufen, wäre mein von der Krankheit geschwächter Körper nicht zusammengebrochen. Hätte dieser Körper sich nicht über eine Mauer gelehnt und auf das Friedhofsgelände hinein übergeben.

Die drei mir laut ärztlicher Diagnose noch zustehenden Wochen überschritt ich. Mir war die Krankheit von außen deutlich anzusehen, der Schädelknochen musste geschrumpft sein, die Gesichtskonturen, ehemals scharfe Züge, hingen herab. Mein Hut rutschte mir über die Augen.

Meinen Bekannten kam diesbezüglich selbstverständlich kein Wort über die Lippen, Fremde jedoch, Menschen auf der Straße, in Geschäften und im Wartezimmer des Arztes, wunderten sich immer häufiger darüber, dass jemand so

sehr von einer Krankheit gezeichnet sein kann und trotzdem noch am Leben ist.

Ich hatte gelernt, mit der Krankheit, den Schmerzen und der an mir festgemachten Hässlichkeit am Leben zu sein. Trotzdem, ich hatte meine Drei-Wochen-Frist bereits um weitere drei Wochen überzogen und machte mir immer häufiger Gedanken über die Sinnhaftigkeit dieses Weiterexistierens unter zwangsläufigem Verzicht auf alle Annehmlichkeiten des Lebens, die natürlich nur mittels eines funktionstüchtigen Körpers erreichbar und durchführbar sind.

Meinem Arzt blieb, trotz meiner heftigen Einwände gegen mein Weiterleben, nichts, als mir zu bestätigen, dass ich ohnehin bald tot sein müsse, dass die Tatsache, dass ich in meinem Zustand noch immer am Leben bin, ein medizinisches Wunder bedeutete, wenn nicht sogar eine Unmöglichkeit. Das ist unmöglich, sagte er in jener Zeit oft, wenn ich morgens die Tür in seine Praxis aufstieß.

Um die Qual meines Lebens zu verkürzen, hatte ich selbstverständlich aufgehört, irgendwelche mir verschriebenen Medikamente einzunehmen. Allein schmerzstillende Mittel nahm ich, in immer höheren Dosen versteht sich, einerseits, um die zwangsläufig und selbstverständlich häufiger und dazu stärker auftretenden Schmerzen in allen möglichen Regionen meines Körpers so weit wie möglich zu dämpfen, denn zum Stillstand konnte ich sie ohnehin nicht mehr bringen, und andererseits, weil ich mir von eben diesen immer höheren Dosen schmerzstillender Mittel auch eine Wirkung gegen die mir zugemutete verbleibende Lebenszeit erhoffte.

Natürlich vergeblich. Je weniger die Medikamente gegen die mich inzwischen Tag und Nacht quälenden Schmerzen

halfen, desto mehr hatte ich das Gefühl, dass sie meinen Körper immun machten gegen den Tod.

Mein Aussehen war zwangsläufig jedem mir unvorbereitet begegnenden Menschen bald nicht mehr zumutbar, dementsprechend verhüllte ich mich, wenn ich das Haus verließ, beinahe täglich, um beim Arzt meine Beschwerde gegen dieses unerträgliche Weiterleben einzubringen.

Viele Menschen, die ich aus dem Wartezimmer des Arztes kannte, die geradezu gesund, verglichen mit mir sogar kerngesund aussahen, verstarben. Ich ging hinter dem Sarg jedes Einzelnen her, schaute sehnsüchtig hinunter in das frisch ausgehobene Loch. Zu welchem mir ein unergründliches Schicksal den Zugang zu verwehren schien.

Irgendwann ahnte ich, dass es für mich keinen natürlichen Weg aus diesem Leben gibt. Dass die Krankheit, die alle relevanten Organe in meinem Körper nicht nur befallen, sondern regelrecht gebraten und aufgefressen hatte, nicht imstande sein würde, diesen Körper auch endgültig zum Stillstand und demzufolge unter die Erde zu bringen. Deshalb ging ich daran, Maßnahmen vorzubereiten, um das, was die Krankheit in mir begonnen hatte, zu Ende zu führen. Auch meinem Arzt gegenüber äußerte ich die Vermutung, dass ein bislang unbekannter genetischer Defekt verhinderte, dass jene Vielzahl von Krankheiten, die sich in meinem Körper eingenistet hatten, irgendwann und zwangsläufig auch meinen Tod herbeiführten. Da zu diesem Zeitpunkt die Diagnose, welche mir eine verbleibende Lebenszeit von höchstens drei Wochen eingeräumt hatte, bereits mehr als drei Jahre zurücklag, äußerte mein Arzt sich nicht diese Vermutung betreffend, verfiel er doch in einen Zustand bleicher Sprachlosigkeit, der ihn darüber hinaus vollkommen unfähig für jede Bewegung machte,

sobald ich sein Behandlungszimmer betrat. Auch damals beinahe täglich. Um meinen erbärmlichen, ausgehöhlten Körper vorwurfsvoll vor ihm aufzustellen.

Obwohl die hohen Dosen schmerzstillender Mittel, die ich oft regelrecht in mich hineinschüttete, meinen Körper in keiner Weise zusätzlich zu schädigen schienen, wollte ich als erste zwingende Maßnahme gegen dieses unerträgliche Weiterleben eine höchstgradige Vergiftung probieren. Die Skepsis allerdings, die ich von Anfang an in Bezug auf dieses Unterfangen hatte, erfüllte sich auf beeindruckende Weise: Ein Cocktail aus Blumendünger und allen im Haus auffindbaren Medikamenten, deren Beipacktexte im Falle einer Überdosierung eine Vielzahl lebensauslöschender Zustände in Aussicht stellten, durchquerte meinen Körper, ohne dieses in katastrophaler Verfassung befindliche Vehikel endgültig zum Stillstand zu bringen. Vielmehr musste ich mir eingestehen, dass ich mich durch das Gebräu nicht wirklich beeinträchtigt fühlte. Dass zu den Schmerzen, die meine befallenen Organe ständig in hohem Maße signalisierten, nur ein kurzer Anfall zusätzlicher Magenschmerzen durch die von mir gegen mich ausgeführte Attacke hinzukam.

Dieser Umstand jedoch forderte mich geradezu heraus. Ich sagte meinem Körper einen gnadenlosen Kampf an, wollte es zuerst noch einmal mit Vergiften probieren, wollte meinen Körper in eine Giftkatastrophe ohnegleichen hineinstürzen, die er meinen Vorstellungen nach unmöglich überleben konnte, durchstöberte demnach den Dachboden nach allen möglichen Flüssigkeiten und Chemikalien, fand Schwefelsäure, Ammoniaklösung, Ethylendiamin, Dimethylformamid, Kaliumdichromat und Kaliumhydroxid, mischte alles zusammen und trank trotz des erwartungsge-

mäß widerlichen Geschmacks geradezu gierig, lehnte mich zurück und dachte an meine Vorsicht im Umgang mit diesen Chemikalien, als ich sie vor ungefähr zwei Jahrzehnten für meine Fotoarbeit verwendet hatte, Handschuhe getragen hatte, eine spezielle Brille.

Das Chemikaliengemisch zog eine Furche durch meinen Körper, ich musste mich übergeben, und ein Teil meiner in Auflösung befindlichen Organe klatschte vor mir auf den Boden, in meinem Kopf fiel der Strom aus und ich versank in diesem Sumpf.

Ich weiß nicht, wie lange ich dort gelegen war, auf einem Auge war es dunkel, als ich den Kopf aus der Brühe hob, die Hälfte meines Gesichts war verbrannt.

So nah hatte diese Krankheit mich ans Grab gebracht, mich hineinzustoßen war sie jedoch nicht in der Lage.

Ich konnte aufstehen. Reinigte dementsprechend den Boden. Wenn ich gewusst hätte, dass ich auch diesen gegen meinen Körper ausgeführten Anschlag überstehen würde, hätte ich mir damals die Vorsicht im Umgang mit den Fotochemikalien sparen können, dachte ich.

Ich verstand, dass es auch für mich nicht leicht sein würde, diesen ausgeschlachteten Körper über jene schmale Grenzlinie zu bringen, die mein Leben noch vom Tod trennte, denn die Hoffnung, mich in die Grube hinein zu vergiften, musste ich schon begraben.

Ansonsten gehe ich nicht in die Kirche, einmal jedoch folgte ich dem Pfarrer, als er auf der Straße an mir vorbeiging. Ich erreichte ihn erst, als er die Kirche bereits betreten hatte und dementsprechend seine Geschwindigkeit mäßigte.

An mir vollzieht sich Ihr Glaube an ein ewiges Leben in zynischer und schrecklicher Weise. Ich bin ein Mahnmal und ein immerwährender Kalender. Sagte ich zu ihm.

Dann hatte ich das Bedürfnis, vor ihm zu fliehen. Ich ging so schnell ich konnte dem Ausgang zu, hatte das schwere Tor schon einen Spalt geöffnet, als er mich einholte, seine Hand auf meine Schulter legte, um mich zurückzuhalten. Ich habe die Fähigkeit, meine Ohren zu verschließen. Will ich nichts hören, schließe ich meine Ohren, wie ich meine Augen schließe, wenn ich nichts sehen will. Ich sah, wie der Pfarrer etwas zu mir sagte, jedoch hatte ich meine Ohren verschlossen und wartete, bis sein Gesichtsausdruck mir vermittelte, dass ich gehen konnte, ohne ihn zu verstören. Ich drehte mich um und das Kirchentor fiel hinter mir ins Schloss, das hörte ich wieder.

Zuhause legte ich mich aufs Bett und schnitt mit dem besten Messer, mit dem ich früher die Schalotten feinst gehackt hatte, die Pulsadern an meinen beiden Armen auf. Aus tiefen, korrekt gesetzten und sauberen Schnitten begann es zu fließen. Glänzend sammelte das Blut sich auf dem Leintuch, versickerte allerdings bald und hinterließ einen dunkelroten matten Fleck.

Ich hatte erwartet, dass mir kalt wird und schwindlig, dass ich irgendwann zurücksinke und vergehe. Jedoch sah ich auch noch den allerletzten Tropfen Blut aus den Wunden in das mittlerweile vollgesogene Leintuch und demzufolge in die Matratze hineinrinnen, ohne irgendeine Veränderung in meinem Zustand festzustellen.

Ich stieg daraufhin aus dem Bett und bereute, dass ich mir die Adern nicht in der Badewanne aufgeschnitten hatte, denn ich musste die blutgetränkte Matratze durch eine dünne, demnach unbequeme Gästematratze, die darüber hinaus seit Jahren am Dachboden gelegen war und dementsprechend roch, austauschen und das Bett vollkommen

neu beziehen. Dadurch, dass ich die Giftanschläge überlebt hatte, hätte ich gewarnt sein müssen.

Blass war ich geworden, das bemerkte ich, als ich im Badezimmer meine verschmierten Hände wusch und in den Spiegel schaute.

Ich dachte, als ich diesen zerstörten Rest von mir im Spiegel betrachtete, dass ich wahrscheinlich unsterblich bin. Zumindest jedoch herkömmlichen Todesursachen sowie auch ihren verschiedenen Spielarten gegenüber vollkommen immun. Du bist, sagte ich zu jenem Wesen im Spiegel, das einmal ich gewesen war, du bist, sagte ich zu jenem Gesicht, dessen eine Hälfte verbrannt und in der immer Nacht war, du bist also, sagte ich, vollkommen immun gegen den Tod.

War zu Beginn meiner Krankheit der vom Arzt in Aussicht gestellte nahe Tod, also meine kurz bevorstehende vollkommene Auslöschung, eine Aussicht, welcher ich gerne entgangen wäre, die Vorstellung daran mich in atemloses Laufen versetzte, so war, als die Giftanschläge und das Messerattentat fehlgeschlagen waren, jener Tod, jene Auslöschung, jenes Fliehen aus diesem erbärmlichen Körperrest ein in weite Ferne gerücktes Ziel geworden, welches zu erreichen zwangsläufig meine einzige verbliebene Lebensaufgabe darstellte.

Ich trank einige Gläser Wein, hatte jene letzte in meinem Besitz befindliche Flasche Pichon Longueville Comtesse de Lalande 1982 aus dem Keller geholt, genoss jeden Schluck, ließ die herrlichen Geschmacksnuancen von Waldboden, dunklen Früchten und Tabak in mich hineinrinnen und fuhr anschließend mit dem Wagen auf die Autobahn. An einer geeigneten Stelle, knapp vor einer Tunneleinfahrt, verriss ich den Wagen nach rechts, katapultierte ihn über die

Leitplanken und in rasantem Schrägflug ins Gestein. Alles in mir war gebrochen. Der Arzt schüttelte den Kopf, nachdem die Feuerwehr mich aus dem zertrümmerten Blech geschnitten hatte. Vielleicht darüber, dass kein Tropfen Blut aus meinem Körper rann, obwohl dieser wild verrenkt und an vielen Stellen aufgebrochen vor ihm lag, oder aber, um den Umstehenden, also dem Fahrer des Rettungswagens und den Leuten aus dem Feuerwehr- und dem Polizeiwagen zu bedeuten, dass nichts mehr zu machen sei. Ich tippte sofort auf die zweite Möglichkeit, denn er machte keinerlei Anstalten, den genauen Zustand meines Körpers herausfinden zu wollen. Ich wurde auf eine Trage gelegt und in den Rettungswagen verfrachtet. Während der Fahrt, bei der mir sofort auffiel, dass der Fahrer sich dem zäh fließenden Verkehr einfach unterordnete, wurde auch auf das Folgetonhorn verzichtet, deutliche Zeichen also dafür, dass man mich bereits abgeschrieben hatte.

Umso verwunderter war der Arzt, als ich ihn, nachdem man mich ins Innere des Krankenhauses gebracht hatte, ansprach, mich nach meinem Befinden erkundigte. Dadurch kam Bewegung nicht nur in den Arzt, sondern in die ganze Station. Der Narkosearzt sollte mich in einen Tiefschlaf versetzen. Die in mich einsickernden Mittel griffen selbstverständlich nicht, ich stellte mich jedoch schlafend, um die Angelegenheit für alle Beteiligten so unkompliziert wie möglich zu halten. Die operierenden Ärzte wunderten sich, als sie an vielen Stellen in mein Fleisch schnitten, dass kein Blut aus den Wunden kam, das Ausmaß der Verwunderung konnte jedoch nicht wirklich ausufernd, denn viel größer war die Verwunderung darüber, dass sie in meinem Körper nicht wirklich alle Organe, die einen Körper am Leben erhalten, finden konnten, und dementsprechend, dass

dieser vollkommen zertrümmerte und ausgehöhlte Körper überhaupt noch am Leben sein konnte. Als man es von mir erwartete, schlug ich die Augen, die ich während der lange dauernden Operation geschlossen gehalten hatte, wieder auf. Die Ärzte wussten natürlich nicht, dass ich ihr Erstauen, ihre Ungläubigkeit hinsichtlich meines körperlichen Zustands mit angehört hatte, und es war offensichtlich, dass sie mir gegenüber in der Folge sehr unsicher auftraten. So waren sie vorsichtig und dementsprechend ungenau, als sie mir mitteilten, womit sie mich weder überraschen noch schockieren konnten, dass sie während der Operation nämlich auf merkwürdige Veränderungen in meinem Körper gestoßen waren und dass eine Reihe weiterer Untersuchungen durchzuführen seien. Ich ließ die Untersuchungen zu, die Ärzte waren verstört über die Ergebnisse. Demzufolge mieden sie, wenn es nur irgendwie möglich war, bei ihren Visiten mein Zimmer.

Während der Operation hatte man meinen Körper mit neuem Blut aufgefüllt. Das war mir egal, die Pulsadern würde ich mir ohnehin nicht wieder aufschneiden, da ich mir davon keinerlei Nutzen versprechen konnte.

Und dass meine Haut wieder weniger blass war, störte mich nicht wirklich.

Aufgrund der Vielzahl von Bruchstellen in meinem Körper dauerte es mehrere Monate, bis ich das Krankenhaus verlassen konnte. Ich schleppte mich, auf Krücken gestützt, auf die Straße hinaus, nahm ein Taxi, das mich zu meinem Haus brachte.

Keine Sekunde war ich ohne grenzenlose Schmerzen, deshalb tat ich bald darauf etwas, was im Nachhinein betrachtet wohl als der größte Fehler meines unsterblichen Lebens bezeichnet werden muss: Ich legte mich auf ein

Bahngleis, damit die heißen Räder jenen schmerzenden Rumpf abtrennen und fortwerfen.

Der Kopf hüpfte zuerst, rollte den Bahndamm hinunter und blieb im Gras liegen. Der Zugführer hatte eine Notbremsung versucht, selbstverständlich vergeblich.

Als man meinen Kopf aus dem Gras aufhob, war ich bereits wieder ansprechbar. Noch als ich die entsetzten Gesichter vor mir sah, dachte ich, ich hätte mir eine Handgranate in den Mund stecken sollen, die hätte meine Gedanken weit in die Landschaft hinaus verstreut und diese quälenden Zusammenhänge zerrissen.

Dafür war es natürlich endgültig zu spät.

Seit Jahren schaue ich deshalb durch das Glas hinaus in einen kahlen Raum und habe den Blicken jener, die mich anstarren, nichts entgegenzusetzen. Und auch gegen mich selbst kann ich nun nichts mehr tun.

**Im Grunde genommen bin ich zufrieden,
wenn die Dinge sind, wie sie sind.**

Die Welt, in der ich lebe, besteht aus zwei vollkommen verschiedenen Teilen. In einem Teil ist immer Nacht. Im anderen auch.

Ich bin nicht besonders kleinlich, darüber hinaus stelle ich keine großen Anforderungen, ich bin gefügig und gewissenhaft. Im Grunde genommen bin ich zufrieden, wenn die Dinge sind, wie sie sind. Doch leider erfüllt sich gerade diese Erwartung, diese Einfachheit selten. Dabei bin ich froh, wenn ich mir Kummer ersparen kann.

In jenem Teil meiner Welt, in welchem immer Nacht ist, passieren seltsame, mir unerklärliche Dinge. Kleinigkeiten zwar. Aber deshalb um nichts weniger unerklärlich. Und besorgniserregend, weil undurchschaubar. Darüber hinaus ist nicht abzusehen, wohin die Ereignisse in jenem Teil meiner Welt noch führen werden. Würde ich dazu neigen, müsste ich in großer Angst und Sorge leben. Nicht nur um mich. Um mich allein mache ich mir die geringsten Sorgen, so viel ist sicher.

Jedenfalls gehe ich den seltsamen, unerklärlichen Dingen nach. Selbstverständlich. Allerdings gelingt es mir einfach nicht, hinter ihr Geheimnis zu kommen.

Ich werde durch die Stadt geschickt. Von wem, weiß ich nicht. Es liegt ein Zettel vor meinem Zimmer, und ich finde ihn, als ich jetzt, nachts, gleich nach dem Aufstehen das Zimmer verlasse: Viale Giuseppe Mazzini 38 steht auf dem Papier. Sonst nichts. Ich nehme pflichtbewusst den nächs-

ten Bus und fahre zur Piazza Mazzini, welche den Viale Giuseppe Mazzini in zwei Hälften teilt.

Ungleiche Hälften.

Von dort gehe ich in den längeren Teil des Viale Giuseppe Mazzini hinein. Ich bemerke allerdings sofort, dass ich in die falsche Richtung gehe. Dass die Chance, im längeren Teil des Viale die Hausnummer 38 zu finden, zwar von der Wahrscheinlichkeit her größer gewesen ist, sich jedoch nicht erfüllt. Ich bin dementsprechend sehr enttäuscht. Ich mache sofort kehrt, gehe zurück zur Piazza und von dort in die andere Richtung, wieder in den Viale Giuseppe Mazzini hinein, diesmal in seinen kürzeren Teil. Welcher zwangsläufig die Erwartung, auf die Hausnummer 38 zu treffen zu erfüllen hat. Und in der Tat, ich habe nicht weit zu gehen, schon stehe ich vor jenem Haus, an welchem die Hausnummer 38 angebracht ist. Dort schaue ich zuerst und ich warte.

Schaue und warte.

Selbstverständlich erwarte ich nicht, dass sich irgendetwas ereignet. Denn es ist ja nicht das erste Mal, dass ich zu einer Anschrift irgendwo innerhalb der Stadt geschickt werde. Immer mittels Zettel, der vor meiner Tür liegt, dazu aufgefordert.

Und in der Tat habe ich recht. Es ereignet sich nichts. Ich gehe also zur Piazza zurück. Warte auch dort eine Zeitlang. Steige dann in den Bus und fahre zurück zu meiner Wohnung.

Der andere Teil meiner Welt, in welchem ebenfalls immer Nacht ist, funktioniert so, wie man sich eine Nacht vorstellt: Die Geschäfte schließen, die Menschen kleiden sich entsprechend, um zum Essen, zum Tanzen zu gehen. Und ich schlafe.

Manchmal versuche ich, in der einen oder anderen der mich umgebenden Nächte, mit Menschen darüber ins Gespräch zu kommen, wie es in jenem Teil der Welt aussieht, in welchem Tag ist. Denn davon, sage ich zu ihnen, habe ich keinerlei Vorstellung.

Selten genug bekomme ich darauf eine vernünftige Antwort. Einmal sprach ich eine Frau in einem Lokal in der Via della Lungaretta darauf an. Selbstverständlich nachts. In jener Nacht allerdings, welche funktioniert, wie Nächte funktionieren. Ich war in dem Lokal, um zu essen. Währenddessen beobachtete ich die Frau am Nachbartisch.

Unablässig.

Denn um zu essen, brauche ich nicht auf meinen Teller zu starren. Denn seit jeher ordne ich das Essen, sobald es der Kellner vor mir auf den Tisch stellt, oder – wenn ich zu Hause esse – ich mich vor meinen Teller an den Tisch setze. Ich habe diesbezüglich ein eigenes, durchaus ausgeklügeltes System entwickelt. So war es mir auch in diesem Fall möglich, meine Linguine alla Puttanesca, welche zu ordnen ohnehin nicht schwierig gewesen war, zu essen, ohne die Frau am Nachbartisch auch nur einen Augenblick aus den Augen zu lassen. Anfangs bemerkte sie davon nichts. Aß einfach. Sichtlich mit Genuss. Und sie schien überhaupt guter Dinge zu sein. Das freute mich. Ich bin glücklich, wenn die Menschen einen glücklichen Eindruck machen. Als sie mich jedoch bemerkte, meine auf sie gerichteten Blicke, änderte sich die Art ihres Essens merklich.

Seltsam, dachte ich.

Immer wieder drehte sie sich zu mir herüber, um sich bezüglich meines Starrrens zu vergewissern. Enttäuscht drehte sie sich jedes Mal schnell wieder weg.

Es ist mir egal, wenn Menschen mich dabei beobachten, wie ich sie beobachte. Es kümmert mich auch nicht, welche Gedanken sie sich diesbezüglich machen. Ich habe nur an mich zu denken, und dass sie mich dabei beobachten, wie ich sie anstarre, ändert nichts an meiner Vorgangsweise. Zumal ich einen guten Grund dafür habe, was ich tue. Schließlich ist es auch immer zu deren Bestem. Sonst würde ich es ja nicht machen.

Ich beeilte mich mit dem Essen. Als mein Teller endlich leer war, meine Karaffe mit dem Rotwein ausgetrunken, stand ich auf und ging zu der Frau hinüber. Sie sah mich kommen und ich bemerkte, wie sie zuerst erschrak und dann in diesem Erschrecken vollkommen erstarrte. Entschuldigen Sie, sagte ich zu ihr. Ich möchte Sie nur etwas fragen: Können Sie mir etwas über den Tag erzählen? Ihr Erschrecken, ihre Angst vor mir hinderte mich nicht, höflich zu sein. Ich wusste ja, dass sie nichts von mir zu befürchten hat. Sie müssen wissen, sagte ich weiter, dass meine Welt aus zwei Teilen besteht. In einem ist immer Nacht, eine seltsame, geheimnisvolle Nacht, mit mir unerklärlichen Vorgängen. Und im anderen auch. In dem allerdings jene Nacht, die Sie kennen, in welcher wir uns gerade befinden.

Natürlich weiß ich, dass diese Frage, dieses Preisgeben meiner Welt, für viele Menschen ein Schock ist. Ich allerdings muss mit diesem Zustand leben, warum also sollte ich andere verschonen, die nicht die eigentlich Leidtragenden sind? Die Frau hob eine Hand, um nach dem Kellner zu winken, il conto, rief sie, um die Dringlichkeit ihres Anliegens zu unterstreichen. Der Kellner eilte herbei und stellte sich zwischen die Frau und mich. Dadurch wich die Angst von einem Moment zum anderen aus dem Gesicht

der Frau. Und in plötzlich – für mich natürlich überraschend – angriffslustigem Ton sagte sie zu mir: Was wollen Sie von mir? Erklären Sie mir einfach, was Sie wollen! Sie sah mich kurz an, dann den Kellner, diesen etwas länger, dann wieder mich.

Ich war bestürzt. Denn schließlich hatte ICH eine Frage gestellt. Eine höfliche Frage, wohlgemerkt. Was soll ich jetzt also machen, dachte ich? Es war mir aber klar, dass ich diese Frau loswerden musste. Ich sagte daraufhin: Man gibt Tieren Namen, dadurch bringt man sie um. Ich war mir nicht sicher über die Wirkung meines Satzes, deshalb holte ich tief Luft, um meinen Monolog über Tierfriedhöfe zu beginnen.

Einen klugen Monolog.

Einen langen. Viele Bereiche der menschlichen Gesellschaft einbeziehend. Aber die Frau hatte inzwischen bezahlt und das Lokal verlassen. Was mich verwunderte, war die Tatsache, dass sie sich nicht ein einziges, flüchtiges Mal umschaute nach mir. Egal, dachte ich. So werde ich Menschen los. Denn ICH hatte die Frage gestellt und war überhaupt nicht vorbereitet auf das, was diese Frau mit mir vorhatte.

Oftmals stelle ich jedoch Fragen, wie immer harmlose, aber wichtige Fragen, auf welche die Menschen reflexartig Antworten abzurufen imstande sind, die mich verletzen.

Warum geben Sie mir keine Antwort, sage ich, den vor mir davoneilenden Menschen nachlaufend, ganz außer Atem. Sie wehren mich mit nach hinten schlagenden Armen ab, ohne sich umzudrehen.

Und sagen: Weil Sie verrückt sind!

Oder einfach: Sie Verrückter!

Oder: Verschwinden Sie!

Irrenhaus!, sagen sie.

Und das als Antwort auf eine meiner höflichen Fragen, die schließlich nicht nur mir, sondern in einem sogar noch viel größerem Ausmaß den von mir Gefragten dienen.

Irrenhaus!, zischen sie mich manchmal also an.

Dann spreche ich viele Nächte lang kein Wort.

Jegliche Nächte.

Die der einen Seite und die der anderen. Da mache ich keinen Unterschied. Allerdings bleibt es mir nicht erspart, vor die Tür zu gehen wegen des Zettels. Mit der Adresse. Verlässlichkeit ist eine meiner Tugenden. Und ich nehme meine Aufgaben sehr ernst.

Manchen Menschen gelingt es nicht, zum Beispiel einen Kellner herbeizurufen, sich durch diesen in eine verbesserte Situation gebracht zu sehen, oder sie gehören nicht zu jenen Menschen, die einen abwehren und beleidigen. Diese Menschen sind oft vollkommen verstört und sagen auf meine Frage nach dem Tag im Vergleich zu meinen beiden Nächten, der ich manchmal sofort die Frage: Entschuldigen Sie, wie heißen Sie bitte? folgen lasse: Ich habe keinen Namen.

Sie drehen sich weg und gehen des Weges.

Wenn Menschen Angst haben, sind sie zu solchen oder ähnlichen Antworten fähig. Denn selbstverständlich glaube ich ihnen nicht, dass sie keinen Namen haben.

Einmal passierte es, dass ein von mir auf der Piazza Biagio Pace Angesprochener mich im Gegenzug nach meinem Namen fragte: Und Sie?, fragte er, kam ganz nah an mein Gesicht, so nah, dass ich seinen Atem zu riechen, die feinen Härchen seines Gesichts zu sehen gezwungen war.

Gegenfragen lösen bei mir bekanntlich Verwirrung aus.

Ich sagte, warten Sie, stieg in ein Taxi und ließ mich durch die ganze Stadt zum Cimitero del Verano bringen. Warten Sie, sagte ich jetzt auch zu dem Taxilenker.

Ich ging durch die Reihen.

Zuerst.

Dann beschleunigte ich meine Schritte. Schlussendlich rannte ich, so schnell es mir möglich war. Schließlich hatte die Fahrt durch die Stadt viel Zeit gekostet. Dann fand ich endlich einen geeigneten Grabstein. Domenico Pandolfini, sagte ich leise. Der darunter stehende Frauennamen war selbstverständlich für meine Zwecke nicht zu verwenden. Ich machte kehrt und eilte zurück zum Taxi. Wiederum so schnell es mir nur möglich war. Nicht ohne den Namen Domenico Pandolfini in regelmäßigen Abständen zu wiederholen, um ihn ja nicht zu vergessen. Das wäre eine Katastrophe gewesen, wenn ich aus Unachtsamkeit und mangelnder Konzentration den Namen vielleicht vergessen hätte, vielleicht erst während der Fahrt, auf halber Strecke.

Ich war außer Atem, als ich beim Taxi ankam. Es könnte auch regnen, dachte ich jedoch, und war sofort zufrieden, dass es war, wie es war.

Mir fiel auf, dass mich der Taxifahrer von der Seite anschaute, immer wenn ich den Namen Domenico Pandolfini gerade laut genug auf sagte, dass er mich hören konnte.

Was soll ich denn machen?, dachte ich.

Es dauerte selbstverständlich eine Ewigkeit, bis ich wieder auf der Piazza Biagio Pace ankam. Jener, der meinen Namen von mir hatte wissen wollen, war nicht mehr da.

Domenico Pandolfini, sagte ich noch einmal diesen von mir vom Grabstein gelesenen Namen, um ihn daraufhin sofort zu streichen aus meinem Kopf.

Ich wäre niemals so verrückt gewesen, dem Fremden auf der Piazza Biagio Pace meinen richtigen Namen zu sagen.

Natürlich nicht.